

103. Ein Tag auf der Hochebene von Peru.

Der Morgen war im Erwachen. Die Sonne begann die mit ewigem Schnee bedeckten Häupter des Gebirges leicht zu röten, und durch die rußige Öffnung im Dache, welche als Rauchfang in der schlechten Schäferhütte diente, drangen die spärlichen Lichter des anbrechenden Tages ins Innere. Ich verließ mein trauriges Lager, hob das Kuhfell vor der Thüröffnung auf und kroch hinaus, um nach meinem Maultiere zu sehen und es zur Weiterreise zu satteln. Mit einem dankbaren Gefühle für den Schutz der vergangenen Nacht verließ ich die erbärmliche Hütte und suchte trockenen Fußes durch den Morast zu kommen, der sie umgab. Zitternd vor Frost stand mit gesenktem Kopfe und eingefallenen Weichen mein treffliches Tier in der Nähe an einen Stein gebunden. Ich sattelte es mit froststeifen Händen und legte ihm die Quersäcke über, in denen sich auf der einen Seite mein Mundvorrat, auf der anderen eine kleine Sammlung ausgestopfter Vögel befand, die ich an den vorhergehenden Tagen geschossen hatte. Mein indianischer Hauswirt reichte mir die Flinte, ich bot ihm mit etwas kleiner Münze und einigen Papiercigarren mein Gastgeschenk, fragte nach dem Wege und ritt mit einem dankbaren und freundlichen „Gott schütz' Euch!“ weg, während er mir halb gleichgiltig, halb neugierig nachschaute und dann wieder mit seinen Hunden in die Hütte kroch.

Ein dichter, schwerer Nebel bedeckte die ganze Gegend und verschmolz mit dem über Nacht reichlich gefallenen Schnee in ein eiförmiges Weiß. Mein Weg führte mich an einer alten Indianerin vorbei, die ihre Schafe zur Weide trieb; blönd zog die Herde ihr voran und ließ eine tiefe Furche im Schnee zurück; ungeduldig harreten sie, daß die siegreiche Sonne den Nebel durchbreche und die unwillkommene Decke von ihrem spärlichen Futter wegziehe. Etwas höher traf ich den verwilderten Sohn jener Schafhirtin, emsig beschäftigt, mit seinem Hunde Rebhühner zu fangen, um sie des Sonntags im nächsten Dorfe für eine Kleinigkeit zu verkaufen. Auf schlechtem Pfade ritt ich die sanfte Abdachung der Höhen hinan. Sümpfe oder Felsen, die nicht zu ersteigen waren, nötigten mich oft zu großen Umwegen. Mehrere Stunden waren verflossen, als endlich die Sonne den Nebel zerteilte, und vor ihrem brennenden Strahle war in wenigen Augenblicken der Schnee verschwunden. Mit neuer Kraft durchdrungen, suchte ich mich auf der menschenleeren Höhe zurechtzufinden. Ich hatte eine Hochebene von fast 4500 Metern über dem Meere erreicht. Von beiden Seiten starrten mich die beifigen Zacken des Gebirges an, aus denen einzelne Pyramiden riesenhaft zum Himmel emporstrebten. Hinter mir lagen tief und tiefer die schwarz dunkeln Thäler der niedrigeren Bergregionen mit kaum erkennbaren Indianerdörfern und verschmolzen